

**HEYNE <**



ULF TORRECK

ZEIT DER  
MÖRDER

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

Vollständige deutsche Erstausgabe 12/2019

Copyright © 2019 by Ulf Torreck

Copyright © 2019 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Lars Zwickies

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Michael Meller Literary Agency, GmbH, München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: designomicon/Anke Koopmann, München,

unter Verwendung von © ullstein bild –

Roger-Viollet/Roger Schall

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck

ISBN: 978-3-453-43889-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

*»Was sind das für Zeiten, wo  
Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist.  
Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!  
Der dort ruhig über die Straße geht  
Ist wohl nicht mehr erreichbar für seine Freunde  
Die in Not sind?«*

Bertolt Brecht, 1938

*»Dem Menschen ist die Neigung angeboren,  
das echte Unglück nicht wahrzunehmen,  
ja mehr als das: er wendet die Augen von ihm ab.  
Das Mitleid hinkt nach.«*

Ernst Jünger, 1. Januar 1943

*»Er ruft spielt süßer den Tod der Tod  
ist ein Meister aus Deutschland  
er ruft streicht dunkler die Geigen dann  
steigt ihr als Rauch in die Luft  
dann habt ihr ein Grab in den Wolken  
da liegt man nicht eng«*

Paul Celan, »Todesfuge« 1944/1945

*»Es kommen härtere Tage.  
Die auf Widerruf gestundete Zeit  
wird sichtbar am Horizont.«*

Ingeborg Bachmann, 1953



*Für Herbert, Erich,  
Edith, Helmuth, Regina,  
Willy und Bruno*

*Nichts, wovon auf den folgenden Seiten  
die Rede sein wird, ist wahr.*

*Mit Ausnahme derjenigen Gedanken,  
Ereignisse und Dinge,  
die ich frei erfunden habe ...*

I

# Die guten Mörder

*Oktober 1947*



# 1

DIE TOTEN WAREN tot. Das war sicher. Aber manche Toten hatten die Eigenheit, als Gespenster wiederzukehren. Und nicht alle taten es nur deswegen, um sich an den Lebenden dafür zu rächen, dass sie nicht mehr eine Welt mit ihnen teilten.

Er saß am Boden seiner Zelle und starrte die Wand an. Sie war weiß gekalkt und aus Ziegeln errichtet, die ziemlich unterschiedlich gebrannt waren. Vor vielen Jahren hatte es zu seinen Aufgaben gehört, die Bauqualität von Gefängnissen beurteilen zu lassen. Dieser Knast hier hätte ganz bestimmt keine Bestnote von ihm bekommen.

Er fragte sich, ob er bald genauso tot wäre wie die Toten, die ihn manchmal in seinen Träumen heimsuchten. Ihn dann anstarrten, vielleicht sogar so taten, als atmeten sie, und in seltsamen Gesten mit ihm zu kommunizieren versuchten. Aber dabei nie ein einziges Wort sprachen.

Der Krieg war erst seit ein paar Jahren vorbei. Die ganze Welt war voller Männer und Frauen, die von Toten träumten. Und vielleicht waren ihre Totenträume ja sogar nicht immer nur unangenehm für sie.

Trotzdem glaubte er, dass er der Einzige sei, dessen Tote niemals mit ihm redeten.

Er erhob sich, trat mit steifen Gelenken zu dem grob gezimmerten Tisch, setzte sich auf den knarrenden Stuhl und griff nach den Kohlestiften und dem Packen weißen

glatten Papiers, das man ihm gestern in die Zelle gebracht hatte.

Er war nicht sicher gewesen, was die beiden Polizisten sich davon erwartet hatten, ihm Papier und Kohlestifte zu bringen. Vielleicht hofften sie ja darauf, dass er ein Geständnis verfasste. Andererseits hätten sie ihm dann sicher keine Kohlestifte und unliniertes Papier gebracht, sondern einen Füllfederhalter und einen dieser Kanzleiblöcke mit dem Siegel der Republik und der Adresse des Polizeipostens von Ennis darauf. Er hätte aber darauf genauso wenig ein Geständnis geschrieben wie auf das reinweiße unlinierte Papier. Jedenfalls nicht mit Worten.

Er dachte, dass er nach roten Wachsstiften hätte fragen sollen, und solchen in einem ganz hellen Ocker, das neben dem Schwarz der Kohlestifte und dem Rot wie Fleischfarbe gewirkt hätte.

Während er die ersten Striche aufs Papier brachte, sicher und ohne abzusetzen, hörte er wieder das leise Klirren der Gläser, roch den Rauch all der Zigaretten, und dann – hörte und roch und fühlte er nicht nur, sondern *sah*.

Das Gesicht eines seiner stummen Toten tauchte gleich neben ihm auf, die Narbe am Kinn dunkler und seine Augen so glänzend, flüsterte der Tote Worte, die ohne den Umweg von Lauten unmittelbar in seinen Kopf zu fallen schienen. »Sieh sie dir an! Da drüben, Hauptmann Meerbusch, vier stramme Kinder und 'ne fesche Hausfrau mit Mutterkreuz zu Hause, wie er die Titten der Brünetten anpackt? Dahinter Klausner, Heimbach, Keller und von Gleisner – auch alle verheiratete Etappenhelden. Trotzdem sind die in ein paar Minuten so weit, ihre Huren auf der Tischkante zu ficken. Und du fragst, ob das der richtige Ort ist, um über Verrat

zu sprechen?«, fielen die Worte eines seiner Toten in sein Hirn.

Dante hatte in seiner Hölle einen ganz besonderen Ort für Feiglinge reserviert, dachte er. Und war sich plötzlich sicher, dass dieser nicht weit von dem gelegen haben konnte, den er für die falschen Propheten und jenen blutdürstigen Gott des Krieges reserviert hatte, dem all die Helden damals so rücksichtslos huldigten. Weil jeder von ihnen ahnte, dass sie sich längst schon in Schatten verwandelt hatten, deren Reflexionen, die ab und zu in den funkelnden Gläsern und Spiegeln aufschienen, viel zu bunt und verzerrt waren, um real sein zu können.

In seiner Erinnerung sang der Spatz von Paris »L'Accordéoniste«.

Mehr tonlose Worte fielen in sein Hirn, wiedererweckt aus seiner Erinnerung, von der er doch wusste, dass ihr nicht zu trauen war.

An diesem Tag, an dem das große Tier gegen Armageddon zog und auf den Schlachtfeldern und Schinderstätten die Toten aus den Gräbern rief, um die Apokalypse zu feiern, würde sich dann auch seine Asche aus der Düsternis erheben, um ein allerletztes Mal in die knochigen Gesichter *seiner* Toten zu blicken?

Nichts stand auf ewig geschrieben. Die Erde, über die sie alle gingen, lag voller modernder Leichen, deren Träume, Pläne und Sehnsüchte von den Göttern verlacht worden waren.

Strich um Strich, Schraffur um Schraffur füllte er das Papier, während er sich vor dem Augenblick fürchtete, an dem die Toten in seiner Erinnerung erneut zu sprechen begannen.

## 2

DERMOT LYNCH STELLTE den Motor seiner schwarzen Triumph Tiger ab und schob die Motorradbrille über die braunrote Lederhaube. Vor ihm lag das Haus des Mannes, den er vor vier Tagen in einer der acht Zellen des Polizeipostens von Ennis weggeschlossen hatte.

Das Haus stand am Rand von Doolin, einem Fischernest am Atlantik, nicht weit von den Cliffs of Moher.

Dermot war in Ennis aufgewachsen, aber hatte Verwandte in Doolin, sodass er den Ort und seine Bewohner ganz gut kannte. Hier lebten ehrliche, hart arbeitende und kräftig trinkende Katholiken.

Dermot selbst trank nicht. Er hatte gesehen, was der Alkohol aus seinem Vater und einem seiner vier Brüder gemacht hatte. Er fürchtete sich davor, dass er eines Tages so enden könnte wie sie: vor ihrer Zeit ergraut, zittrig und an manchen Tagen zu schwach, um das Vieh, das sie auf der Familienfarm bei Ennis hielten, auf die Weiden zu treiben.

Dermot bockte das Motorrad auf und ging nachdenklich an dem Haus vorbei in Richtung des ehemaligen Stalls, der dazugehörte.

Auf dem Stück fettig grünem Gras zwischen Haus und Stallgebäude steckten immer noch die Fähnchen, die seine vier Constabler und er vor knapp einer Woche um die Leiche des Mannes in den Boden gerammt hatten, den Claas Straatmann, der Besitzer des Hauses, erschossen hatte.

Der Tote war immer noch nicht identifiziert worden, und Straatmann weigerte sich starrköpfig, irgendeine Aussage darüber zu Protokoll zu geben. Deswegen war Dermot hier. Er hatte das Haus, in dem Straatmann mit seiner Frau Natalie lebte, zwar schon zweimal durchsucht, aber er war dabei nicht allein gewesen und abgelenkt von seinen Männern und den Witzen, die sie rissen, um sich gegenseitig zu versichern, dass sie abgebrühter seien als ihr junger Vorgesetzter.

Der Fall Straatmann war die seltsamste Sache, die Dermot je untergekommen war. Und das paradoxerweise gerade deswegen, weil der Fall eigentlich so einfach hätte sein müssen.

Ein bewaffneter Fremder war auf Straatmanns Grundstück eingedrungen, hatte zwei Schüsse abgegeben, die jeweils eins der Fenster in dem alten Stall durchschlugen. Woraufhin Straatmann mit seiner Browning-Pistole aus dem Haus getreten war und auf den Fremden geschossen hatte. Doch Straatmann traf, was er treffen wollte. Denn der Fremde lag inzwischen mit drei Löchern im Leib und einem weiteren im Gesicht auf einer Bahre in der Leichenhalle der Sankt Josephs Church in Ennis. Dem kühlfesten Ort, den Dermot im Ort finden konnte.

Eigentlich ein glasklarer Fall von Notwehr. Keine der Spuren, die sie hier aufgenommen hatten, widersprach dieser Feststellung. Straatmanns Festnahme wäre eine reine Formalität gewesen, und ein paar Worte von ihm hätten genügt, um Dermot dazu zu bringen, ihn auf Kautionshaft zu lassen, bis die Voruntersuchung abgeschlossen war, der Richter in Ennis den Tod des Fremden dann auch offiziell als Notwehr wertete und damit die Angelegenheit zum Abschluss brachte.

Straatmann hatte jedoch darauf bestanden, keinen Kau-

tionsantrag zu stellen und auch gleich nach seiner Festnahme darum gebeten, eine Reihe von Telegrammen absenden zu dürfen.

Dermot, der unwillkürlich davon ausging, dass diese an Straatmanns Frau oder einen seiner Verwandten gerichtet sein müssten, gewährte ihm den Gefallen und begleitete ihn persönlich zum Postamt.

Dort staunte er allerdings nicht schlecht, als sich herausstellte, an wen die Telegramme in Wahrheit gerichtet waren.

Eines davon ging an Ian McGuinness in Dublin, einen der bekanntesten Anwälte der Republik. Während des irischen Unabhängigkeitskrieges gegen das britische Empire war er Mitglied der legendären Killertruppe »Zwölf Apostel« gewesen, die damals auf persönlichen Befehl des Rebellen-Generals Michael Collins die Spitzen der britischen Besatzungspolizei liquidiert hatte. Dermot war McGuinness vor einigen Jahren in Cork vorgestellt worden. Er war ein in sich gekehrter Mann mit stumpfen Augen und einem buschigen Schnurrbart, der so leise sprach, dass man Mühe hatte, ihn zu verstehen.

Der Empfänger des zweiten Telegramms war sogar noch ungewöhnlicher. Es war an einen Monsieur Bruno Perreau adressiert, angeblich Commissaire der Sûreté Nationale in Paris. Soweit Dermot das verstanden hatte, war ein französischer Commissaire so etwas wie ein Chief Superintendent hier in Irland. Es handelte sich bei Perreau also um ein hohes Tier in der Polizeiverwaltung.

Dermot hatte den Inhalt beider Telegramme gelesen und abgenickt. In beiden stand dasselbe: *Erwarte Sie in acht Tagen von heute an. Stop. Polizeistation Ennis, County Clare, Irland. Stop. Best Wishes. Stop. Claas Martin Straatmann.*

Doch das zweite enthielt außerdem noch einen für Dermot rätselhaften Zusatz: *PS: Wäre dankbar, falls Sie E. B. hinzubitten könnten.*

Als Dermot sich im Wagen auf dem Rückweg zum Polizeiposten erstaunt und neugierig bei Straatmann danach erkundigte, was er sich vom Besuch der beiden Männer erwartete, antwortete Straatmann, dass er darüber leider derzeit nichts sagen könne.

Keine Stunde nachdem er seinen merkwürdigen Gefangenen wieder in seine Zelle geschlossen hatte, klingelte Dermots Telefon im Polizeiposten, und ein Constabler verband ihn mit Eamon Broi, dem Assistant Commissioner der nationalen Polizeibehörde. Wie Ian McGuinness war Broi ein Held des Unabhängigkeitskrieges und derzeit der angesehenste Polizist in Irland. Dermot war entsprechend beeindruckt. Broi sagte allerdings nichts weiter, als dass er Ian McGuinness auf dem Trip nach Ennis begleiten würde und deshalb erwartete, dass Dermot ihnen beiden im Ort eine angemessene Unterkunft beschaffe.

Keine Frage, dass es sich bei Broi um jenen rätselhaften E. B. handelte, um dessen Beisein Straatmann Ian McGuinness gebeten hatte.

Dass sich der bekannteste Anwalt und der angesehenste Polizist des Landes auf das Telegramm eines obskuren Kunstmalers hin nach Ennis aufmachten, war mysteriös genug.

Doch drei Tage nachdem Straatmanns Telegramm nach Paris abgegangen war, erreichte Dermot ein Luftpostbrief mit dem Siegel der französischen Republik und der Ankündigung, dass er die Ankunft von Commissaire Bruno Perreau zu erwarten habe, der höflich darum bitte, dass ihn ein Constabler am Fährhafen in Dublin Holyhead empfing und nach

Ennis begleitete. Beigefügt waren Ankunftszeiten von Perreaus Fähre aus Cherbourg.

Für Dermot war das genug gewesen, um sich Straatmann noch einmal intensiver vorzuknöpfen und nach all jenen illustren Besuchern zu befragen. Doch alles, was er aus seinem Gefangenen herausbekam, war ein Versprechen, dass sich alles klären würde, sobald die drei Herren in Ennis eintrafen.

Dermot hasste Straatmanns Verbindlichkeit und dessen unerträglich herablassende Höflichkeit. Doch vor allem hasste er die Rätsel, die mit diesem Fall einhergingen, der sich inzwischen offenbar zu einer internationalen Staatsaffäre auswuchs, in die jede Menge mächtiger Männer verstrickt waren, die einem kleinen Provinzinspektor mühelos das Leben zur Hölle machen könnten.

Straatmanns höfliches Schweigen war ja nicht das einzige Rätsel in der Sache. Denn da war natürlich auch die Tatsache, dass der Fremde, den er erschossen hatte, bisher noch nicht zu identifizieren gewesen war. Er war etwa Mitte vierzig, gut genährt, seine etwas dünnen aschblonden Haare gut frisiert, und als er starb, trug er maßgeschneiderte Kleider. Seine Fingernägel waren sogar manikürt. Doch eines der Projektile hatte ihn mitten ins Gesicht getroffen. Dadurch war dessen linke Hälfte zerfetzt worden, was das Gesicht des Mannes unkenntlich machte.

Der gemeine irische Kriminelle und Räuber trug keine Maßanzüge und machte sich nicht die Mühe, seine Nägel maniküren zu lassen. Und hätte es sich bei ihm um einen Familienvater, höheren Angestellten oder erfolgreichen Kriminellen gehandelt, dann hätte er nach beinahe einer Woche wohl inzwischen auch identifiziert sein müssen, weil ihn irgendjemand in Irland vermisste und eine entsprechende

Anzeige aufgegeben hatte. Doch Dermot hatte Anfragen an jede Polizeistation der Republik und sogar die Royal Ulster Constabulary in den Nordprovinzen ausgesandt, welche alleamt negativ beantwortet worden waren. Seinen Toten auf der Bahre in der kleinen Kirche schien in Irland kein Mensch gekannt oder vermisst zu haben.

Straatmann folgte zwar klaglos jeder Anweisung, die man ihm erteilte, und hatte bisher auch keine anderen Vergünstigungen verlangt als dieses Zeichenpapier und einige Kohlestifte. Doch davon abgesehen, hielt er stur den Mund. Mehr als einige Floskeln, die den täglichen Umgang mit ihm erleichterten, bekam man nicht aus ihm heraus. Nach nunmehr vier Tagen ging seine verfluchte Höflichkeit inzwischen allen im Polizeiposten auf die Nerven. Dermot kam es so vor, als sei dieser Straatmann aus feinem, trockenem Sand gemacht, wie man ihn im Sommer auch hier in Doolin überall am Strand fand. Griff man hinein und hob eine Handvoll davon auf, dann war es völlig gleich, wie fest man seine Finger darum schloss. Denn immer fand sich eine winzige Lücke, durch welche der Sand rann, um sich dann am Boden unter Abermilliarden anderer Sandkörner wieder zu verlieren.

Was Straatmanns Frau Nathalie betraf, so war diese vor acht Tagen mit der Queen Mary nach New York abgedampft. Es gab sogar ein Zeitungsbild davon, auf dem sie zu erkennen gewesen war. Sie war Wissenschaftlerin und hielt dort an Universitäten Vorträge, deren Titel von lateinischen Begriffen nur so wimmelten und die sich mit psychologischen Phänomenen beschäftigten. Dermot hatte sich Fotos ihres Reisepasses aus Dublin verschafft und festgestellt, dass Mrs. Straatmann schon einmal verheiratet gewesen war. Und

zwar – ausgerechnet! – mit einem französischen Adligen, dessen Namen Dermot nicht auszusprechen vermochte. Außerdem verfügte sie über gleich zwei Dokortitel, und unter »Besondere Merkmale« war angegeben, dass sie auffallend graue Augen hatte sowie an einem Hüftschaden litt und daher humpelte. Das Gesicht, das ihn von ihrem Passbild aus anschaute, wirkte selbst auf dem etwas verwackelten Foto in ihrem Pass eigenartig. Wenn auch keinesfalls abstoßend. »Unverwechselbar« war wohl der treffendste Begriff dafür.

Während er jetzt einen Moment vor der Tür zum ehemaligen Stall verharnte, erinnerte er sich an das Innere des Straatmann-Hauses. Es war so sauber und aufgeräumt gewesen, wie Dermot es selten zuvor gesehen hatte. Jedes Möbelstück und Küchen- und Hausgerät an seinem Platz, blitzblank geputzt und so penetrant praktisch angeordnet, dass Dermot bei seinem ersten Rundgang vor über einer Woche beinahe glaubte, sich in einer Kaserne zu befinden. Sogar das Schlafzimmer wirkte so aufgeräumt wie eine Kasernenschreibstube nach dem Besuch eines missmutigen Generals. Schwer zu glauben, dass in diesem Haus wirklich Menschen lebten, Frühstück anrichteten, Tassen und Teller abwuschen, ab und zu eine Zigarette rauchten, sich begrüßten, vielleicht sogar manchmal küssten oder die verdammte Toilette und die Badewanne benutzten.

Der einzige Ort, der dieser furchtbaren Kasernenstubenordnung nicht ganz entsprach, war der ehemalige Stall. Er war in zwei große helle Räume aufgeteilt worden. Einer davon diente Straatmann als Atelier, der zweite seiner Frau als Bibliothek und Arbeitszimmer.

Beide Räume hatte Dermot seinerzeit bereits durchsucht aber nichts darin gefunden, was seinen Polizisteninstinkt ge-

weckt hätte. Straatmanns Farben, Leinwände, Pinsel, Bilder und Staffeleien wirkten genau so, wie er es bei einem Künstler eben erwartet hätte, und das Arbeitszimmer seiner Frau war voller Fachbücher gewesen. Ein paar Romane waren ihm dort zwar auch aufgefallen. Doch darunter war keiner so außergewöhnlich gewesen, dass man ihn nicht auch in einer gut sortierten Stadtbücherei hätte finden können. Eines der Bücher, die er da sah, hatte sich auch seine Verlobte Melissa Gayle neulich erst gekauft. Es stammte von einem Engländer namens Orwell und hieß *Animal Farm*. Auf dem Schreibtisch fanden sich einige Broschüren und Magazine in deutscher und französischer Sprache. Da Dermot beide nicht beherrschte, konnte er nur anhand der Fotos und Illustrationen darauf schließen, dass es sich wohl um medizinische Fachpublikationen handelte. Er stellte fest, dass zwei der Artikel darin von Straatmanns Frau verfasst worden waren.

Doch auch wenn er Straatmanns Atelier beim letzten Mal gründlicher durchsucht hatte als die Arbeitsräume seiner Frau, war ihm später aufgefallen, dass er den Zwischenboden, auf dem man früher Heu und Stroh für die Tiere aufbewahrte, bisher noch nicht selbst in Augenschein genommen hatte. Sein jüngster Constabler Colin Tobin hatte zwar einen Blick hineingeworfen und war auch einige Zeit dort oben herumgekrochen. Doch seine Auskunft, er hätte dabei nur einige Blechkisten mit Farbtöpfen und jede Menge halbfertiger Landschaftsbilder gesehen, genügte Dermot inzwischen nicht mehr. Deswegen war er hierhergekommen. Um sich doch noch selbst ein Bild von dem Zwischenboden und den Dingen darin zu machen.

In dem Atelier roch es nach Ölfarben, Terpentin und feuchtem Papier.

Dermot warf einen Blick auf die Landschafts- und See-  
stücke, an denen Straatmann gearbeitet hatte, bis er verhaftet  
wurde, und ging auch noch einmal lustlos die Stapel von  
Skizzen durch, die auf dem Arbeitstisch lagen. Auf keiner  
von ihnen waren Menschen oder Gebäude zu sehen. Auch  
zwei Quittungen von einer Galerie in London lagen unter  
den Papieren und Skizzen auf dem Tisch. Darin wurde bestä-  
tigt, dass man vier von Straatmanns Werken in Kommission  
verkauft hatte. Sein Anteil am Verkaufserlös: vierhundert-  
achtunddreißig Pfund.

Das war kein Kleingeld in diesen Zeiten.

Dermot griff die Schnur, mit der sich die Luke zum Zwi-  
schenboden öffnen ließ, zog daran und stellte dann die mit  
bunten Farbspritzern übersäte Leiter an.

Er stieg sie hinauf, schlüpfte durch die Luke und sah sich  
um.

### 3

McGREADY WAR DER Junge mit dem frischen Bauerngesicht und den gräulichen Augen, die manchmal so naiv wirkten wie frisch gefallener Schnee. Er war dem Mann in der Zelle bisher als der angenehmste der fünf Constabler erschienen. Doch als McGready jetzt die Zelle betrat, wirkte sein Gesicht verschlossen.

»Der Inspector erwartet Sie!«, sagte er und streckte die Hand aus, um ihn durch den Korridor an den übrigen Zellen vorbei zu Inspector Lynchs Büro zu führen, in dem es nach schwarzem Tee und Torffeuer roch.

Straatmann hatte sich bisher kein endgültiges Bild von Dermot Lynch machen können. Manchmal wirkte der junge Inspector verschlossener und abwesender, als es für einen Polizisten eigentlich angebracht war. Hin und wieder vermittelte er aber auch den Eindruck, beinahe so frischforsch, zuversichtlich und unerschüttert vom Leben zu sein, wie es der junge McGready noch war.

Auf dem Tisch des Inspectors lag eine der kräftigen Papprollen, in denen der Mann aus der Zelle seine Skizzen, Gouachen und Gemälde an Käufer und Galerien verschickte.

Lynch hatte den hohen Kragen seiner Uniform mit den silbernen Rangabzeichen geöffnet und die Koppel abgelegt. Neben Aktendeckeln, diversen Schreibutensilien und der Papprolle standen auch eine Kanne Tee, zwei Tassen, Zucker und Milch in einem Kännchen auf dem Schreibtisch. Der

Tee war nicht mehr ganz frisch, und im Boden einer der beiden Tassen glänzten Zuckerreste.

Straatmann blieb vor dem Schreibtisch stehen und wartete darauf, dass Lynch ihm einen Platz anbot. Doch das tat er nicht, sondern verabschiedete lediglich McGready, als dieser den Raum verließ.

Lynch fuhr sich nervös durch das kurze dunkle Haar und schaute dem Mann aus der Zelle einige Zeit in die Augen. Kein Wort fiel. Lynch öffnete den Deckel der Papprolle und zog einige Papierbögen und Leinwände heraus.

Straatmann erkannte jedes einzelne Stück davon. Lynch war auf dem Speicher über dem Atelier gewesen, dachte er. Und jetzt glaubte er offenbar, dass das, was er da in einer der zerbeulten Blechkisten gefunden hatte, ausreichte, um zu beweisen, dass Straatmann ein gefährlicher Irrer sei. Dabei hatte dieser jungenhaft nervöse Provinz-Inspector ganz bestimmt noch nie einen wirklichen Wahnsinnigen gesehen. Anders als Perreau und Straatmann. Damals in Paris, während jenes grotesken Maskenballs aus Verrat und blutig abgetriebenen Hoffnungen.

»Erklären Sie mir das!«, forderte Lynch ihn auf, nachdem er einige seiner Bilder auf dem Tisch ausgerollt hatte.

»Das sind Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen. Ich bin sicher, dass ein paar davon sogar signiert und datiert sind«, antwortete Straatmann.

Lynch schüttelte verärgert den Kopf. »Das meine ich nicht, Sir. Ich rede von dem, was darauf zu sehen ist ...«

Straatmann antwortete nicht, weil er fand, dass es im Grunde nichts gab, was er Lynch darauf hätte antworten können. Falls er nicht fähig war, zu erfassen, was die Bilder darstellten, dann würden auch tagelange Erklärungen nichts

daran ändern können. Kunst und Erläuterungen vertrugen sich nun einmal nicht miteinander. Das war schon so gewesen, als der erste Mensch unter irgendeinem Baum damit begonnen hatte, aus einem Stück Knochen etwas zu formen, das weder einen konkreten Zweck hatte, noch einer Erklärung bedurfte. Sondern entweder die magische Kraft besaß, für sich selbst zu sprechen und deswegen jeden zu berühren, der die Gelegenheit bekam, es zu betrachten. Oder eben als untauglicher Versuch auf den nächstbesten Abfallhaufen gehörte.

Lynch wartete immer noch auf seine Erklärung. Er war geduldig, das musste Straatmann ihm zugestehen. Und Geduld, so hatten einige der Besten ihrer Zunft ihn einst gelehrt, war die wichtigste Eigenschaft eines Polizisten überhaupt.

»Sie wollen mir also nicht antworten?«, fragte Lynch schließlich. »Dann sage ich Ihnen, was das hier ist, Sir. Das gehört zum Abscheulichsten, was ich je ansehen musste. Das kann nur die Ausgeburt eines kranken Geistes sein. Erklären Sie mir das, oder ich werde heute noch zu Richter O'Leary gehen und beantragen, dass man Sie wegen Mordes unter Anklage stellt.«

Lynch griff eines der Bilder und schob es dem Mann aus der Zelle zu. Es zeigte einen Mann mit Fedora, dunklem Mantel und glänzenden Schuhen, der dem Betrachter den Rücken zuwandte, während er auf ein Anwesen blickte, das auf einem Hügel stand. Vor dem Mann im Mantel stand ein etwa zehnjähriges Mädchen in einem hellen Sommerkleid mit bunten Blumen darauf. Sie sah den Betrachter aus flehenden, ängstlichen Augen an. Ihr Gesicht war fahl und ihre verängstigten Augen so dunkel wie ihr Haar. Unter dem Saum ihres Kleides floss ein dünner Faden Blut ihre unnatürlich weißen Schenkel herab. Und aus den vielen Schornstei-

nen des Anwesens, zu dem der bedrohlich dunkle Mann neben ihr blickte, stieg geisterhaft dichter Rauch. Rauch, aus dessen gespenstischem Grau sich die Gesichter weiterer Kinder und Frauen formten. Jede von ihnen in höchster Angst oder Pein schreiend.

Straatmann betrachtete das Bild wortlos. Er dachte darüber nach, ob er Lynch von Otto Dix erzählen sollte, der ein Altarbild für die Soldaten des ersten großen Krieges gemalt hatte, voller verwesender Leichen, die durch eine öde Trümmerlandschaft zogen. Und mit einem Mittelteil, auf dem er den hingerichteten Erlöser als halb verfaulten Infanterielandsler darstellte.

*Nein*, dachte Straatmann, *nichts, was ich ihm über Kunst erzählen könnte, würde etwas an Lynchs Empörung ändern.* Das hätten nur ganz bestimmte Erfahrungen vermocht. Und Lynch war keiner davon jemals auch nur nahegekommen.

»Und das?«, rief Lynch, ergriff ein zweites Bild und warf es über das erste. »Auch dafür haben Sie keine Erklärung?«

Das Bild zeigte einen Jungen und ein Mädchen, deren Köpfe auf den Rücken gedreht worden waren. Das Mädchen schien etwa fünfzehn Jahre alt zu sein. Es trug eine schwarze Uniform aus Hose, Jacke und glänzenden Reitstiefeln. Der Junge war etwas jünger und trug einen blauen, zerrissenen Mantel, aber keine Schuhe dazu. Die beiden standen in einer öden Wüstenlandschaft. Weit hinter ihnen ragte ein Baum in den fahlgrauen Himmel. Seine Äste, sein Stamm, die Zweige und Blätter bestanden aus den zerfallenden Leibern von Menschen. Um ihn herum stapelten sich Koffer und Taschen, Schuhe, Brillen und alte Kleider, auf denen Raben und Tauben hockten, und um die böseartig zähnefletschende Füchse und Katzen strichen.

»Niemand, der fähig dazu ist, solche Widerwärtigkeiten auf eine Leinwand zu bannen, kann bei klarem Verstand sein, Sir!«

Straatmann griff in den Stapel der Bilder und zog eines davon hervor, das er wiederum Lynch zuschob. »Dieses hier zeigt Erwachsene. Falls es Ihnen darum ging, Inspector, dass ich Kinder dargestellt habe ...«

Auf dem Bild waren etwa zwanzig halbnackte Männer und Frauen dargestellt, die in einem riesigen, grell ausgeleuchteten OP-Saal von einer Gruppe aus vier Rotkreuzschwestern erschossen worden waren. Die Augen der Schwestern erinnerten an die von Raubtieren, vielleicht große Hunde oder Wölfe.

»Angesichts all dieser Scheußlichkeiten, Sir, ist es nicht der Punkt, dass Sie auf einigen Ihrer Bilder Kinder dargestellt haben. Selbst wenn das zugegebenermaßen meine Abscheu noch erhöht«, erwiderte Lynch.

»Sie machen einen Fehler, wenn Sie mich anhand meiner Bilder verurteilen. Die können nämlich nie mehr sein als eine Reflexion der Realität.«

Es war Straatmann unangenehm, zu beobachten, wie sich in Lynchs Gesicht erneut Abscheu spiegelte.

»Sie wollen mir doch wohl nicht erzählen, dass irgendeine dieser Monstrositäten, die Sie gemalt haben, einen Bezug zur Wirklichkeit haben könnte?«, fragte er verblüfft.

Straatmann strich gedankenverloren mit Daumen und Zeigefinger über die raue Oberfläche des Bildes.

»Selbstverständlich, Inspector. Schließlich ist die Realität immer grausamer und grotesker als die Kunst, die sie ja stets bloß zu imitieren oder wenigstens zu interpretieren versucht.«

DERMOT SASS NACKT auf der Bettkante und schaute nachdenklich die Wand des winzigen Schlafzimmers an. Das Bett war zerwühlt und roch nach Schweiß und Sex. Unter der dünnen Steppdecke zeichnete sich der Leib seiner Verlobten Melissa ab. Dermot war nicht sicher, ob sie ihn vielleicht aus halb geschlossenen Augen betrachtete.

Eigentlich hätten sie beide nicht hier zusammen in diesem Zimmer sein dürfen. Erst recht hätten sie keinen Sex haben sollen. Die drei Kondome, die sie seit gestern Mittag dabei verbraucht hatten, waren beinah so schwer zu bekommen gewesen wie ein zweiköpfiger Papagei, der in drei Sprachen »Guten Morgen!« krächzten konnte. Dermot hatte sie schon seit Wochen in seinem verschlossenen Safe im Büro verwahrt. Zwar war es in der Republik Irland nicht direkt verboten, Kondome zu besitzen, aber vertrieben werden durften sie nicht. Weswegen Dermot die Dinger von einem ehemaligen Schulkameraden kaufte, der sie mit einem heftigen Preisaufschlag aus Liverpool einschmuggeln ließ. Dermot war ein guter Katholik, und es hatte ihn durchaus Überwindung gekostet, hier mit Melissa gegen die Gebote der Kirche und seiner Familie zu verstoßen. Aber was sollte an ein bisschen Liebe am Nachmittag eigentlich so falsch sein? Falls Gott wirklich nicht gewollt hätte, dass die Iren Sex miteinander hatten, dann wäre ihm ja wohl etwas Besseres eingefallen, um sie davon abzuhalten, als Verbote und vom Höllenfeuer predigende Priester.

Die Wohnung, in die sie gekommen waren, um zum ersten Mal miteinander zu schlafen, gehörte dem Besitzer eines Tabakshops, dessen Adresse unter jüngeren Polizeioffizieren und Beamten kursierte. Es gab eine lange Warteliste mit Interessenten dafür. Dermot hatte einen vollen Wochenlohn hingeblättert, um an deren Spitze zu gelangen und sich die beiden kleinen Zimmer für knapp vierundzwanzig Stunden sichern zu können. Aber die Mühe war es wert gewesen. Trotz seiner nagenden Schuldgefühle der Heiligen Mutter Kirche gegenüber fühlte Dermot sich gerade, vielleicht zum allerersten Mal in seinem Leben, wirklich erwachsen und wie ein Mann.

Melissa bewegte sich unter der Decke, streckte ihre Beine aus und drehte sich zur Wand. Dabei atmete sie ruhig.

Dermot sah zu ihr hinüber und konnte immer noch kaum fassen, dass sie wirklich hier war, nackt unter dieser Decke und immer noch nass geschwitzt vom Sex mit ihm.

In Frankreich, Amerika und sogar im völlig zerstörten Deutschland, so hatte Melissa ihm berichtet, ging man bei Weitem nicht so streng gegen unverheiratete Paare vor, die einen Unterschlupf für ein bisschen vorehelichen Sex suchten.

Melissa rührte sich neben ihm im Bett. Sie schlug träge die Decke beiseite, stützte den Kopf in die Hand und schaute Dermot an. Mit diesem ganz besonderen Blick, der ihn jedes Mal aufs Neue leicht verunsicherte, weil darin so gar keine Spur von Scham lag.

Aber ihre Mutter war Amerikanerin und ihr Vater Protestant. Sie hatten sogar noch weniger Ehrfurcht vor den Geboten des Herrn als Dermots Familie, die vom Gemeindepriester zu Hause wegen ihrer angeblich lockeren Moral schon immer etwas schief angesehen worden war.

»Du siehst aus, als ob du vor irgendetwas Angst hättest, Dermot. Vor mir kannst du keine haben. Das hätte ich gemerkt. Was ist es dann?«, fragte Melissa leise.

Dermot, dem nicht bewusst gewesen war, dass er ängstlich wirkte, schüttelte den Kopf. »Es ist dieser Fall. Straatmann, du weißt schon. Ich habe das Gefühl, er will mich hinters Licht führen. Ich glaube, der Assistant Commissioner, Ian McGuinness und dieser Franzose – die Männer, die er einbestellt hat – wissen viel mehr über ihn als ich.«

Melissa strich ihm mit der rechten Hand über den Rücken. Das fühlte sich gut an. Erregte ihn.

»Vergiss das doch jetzt, Dermot. Wir sind hier. Zusammen.«

»Hm ...«, sagte Dermot und wandte sich ihr zu.

Sobald Melissa ihre Lippen auf seinen Mund legte, vergaß Dermot jeden Gedanken an den Mann in der Gefängniszelle.

Die kleine Wohnung, in der Melissa und Dermot sich gerade leidenschaftlich küssten, lag in der Nähe der Saint Nicholas Church, einer der ältesten Kirchen der Republik.

Doch nur etwa zweihundert Meter entfernt von hier befand sich auch das Galway Harbour Hotel, in dem McGuinness, Broi und dieser sehr merkwürdige französische Commissaire Perreau untergebracht waren, bis Dermot sie am nächsten Morgen nach Ennis begleiten würde.

Broi war der erste der drei gewesen, der in Galway eintraf. Ein wortkarger Mann mit eingesunkenen Schultern und dünnem grauen Haar, dessen Tweedanzug wirkte, als hätte er ihn ein paar Jahre zu lange getragen. Dermot begleitete ihn

ins Hotel und wartete dann auf Ian McGuinness, den Anwalt, der sich im Unabhängigkeitskrieg als Killer für die Rebellen hervorgetan hatte. McGuinness hatte sich um keinen Deut verändert, seit Dermot ihm vor vier oder fünf Jahren in Dublin zum ersten Mal begegnet war. Anders als Assistant Commissioner Broi, der mit einem Wagen und Fahrer in Galway eintraf, kam McGuinness mit dem Zug und wollte vom Bahnhof abgeholt werden.

McGuinness bestand darauf, dass Dermot in der Hotelbar einen Whisky mit ihm trank. Obwohl es verdammt früh für Alkohol war. McGuinness warf ihm einen amüsierten Blick zu, als Dermot ihm mitteilte, dass er keinen Alkohol anrührte.

»Dann trinken Sie eben Tonic oder Wasser, Junge. Aber trinken werden Sie mit mir, verstanden?«, sagte McGuinness und winkte den Barkeeper herbei.

Dermot war es etwas unangenehm, neben dem Anwalt an der Bar zu sitzen.

»Eamon schon da?«, fragte McGuinness. Dermot bestätigte das. Der Anwalt blickte eine Zeit lang brütend in sein Whiskyglas. »Trägt immer noch Anzüge, die aussehen, als hätte sie der Lumpensammler weggeworfen? Trinkst nichts? Sagst nichts, oder?«, fragte er schließlich.

»Nun ja, Sir ...«

McGuinness nickte.

»Der Mann, den Sie da in Ihrer Zelle festhalten ... Ich kannte den Vater seiner Frau. Hat mir anno '19 vier Kugeln rausgeschnitten. Tommy Gun. Sind durchs Blech von unserem Fluchtwagen gepfiffen, nachdem wir die zwei Briten erschossen hatten. Dachte, ich geh drauf. Broi war unser Fahrer. War der jüngste von uns. Sah aber damals schon aus wie

hundert. Hat auch selten was gesagt. Aber konnte Entscheidungen treffen. Hat mich zu Wyann's Hotel in der Henry Street gefahren. Dann den Doktor geholt. Der hat mir die verdammten Kugeln rausgeschnitten. Mit so 'ner Art Küchenbesteck. Auf 'ner Billardplatte im Rauchsalon. Inzwischen lief auf der Sackville Street die Polizei Amok. Außer den beiden, die wir an dem Morgen umgelegt haben, gab's an dem Tag noch vier andere Tote. War 'n guter Mann, der alte Metzger Burns.«

Dermot hörte dem alten Mann zu, obwohl er ihm nur mit Mühe zu folgen vermochte. Offenbar sprach er über den Unabhängigkeitskrieg und von Straatmanns Schwiegervater, dem Chirurgen Doctor James Burns. Dass allerdings Assistant Police Commissioner Broi damals den Fluchtwagen eines Killerkommandos der IRA gefahren haben sollte, war Dermot neu. Und er war nicht sicher, ob er das als eine besonders passende Lebenserfahrung für einen der obersten Polizeiführer seines Landes werten sollte.

»Na, nun mach dir mal nicht ins Hemd, Junge. Komm und trink was. Hast dein Glas ja noch gar nicht angerührt«, meinte McGuinness und tippte dabei an Dermots Tonic mit Eis und Zitrone.

»Danke, Sir. Ich trinke schon, Sir!«

»Hm, schon gut. Hast du James' Kleine mal kennengelernt, Junge? Lebt ja nicht weit von deinem Posten, was? Kannte sie noch als ganz junges Ding. War damals immer verdammt altklug. Kluge Frauen sind schwierig. Haben einfach zu hohe Ansprüche an ihre Männer. Hält nicht jeder von uns 'n Leben lang durch.«

Dermot nickte und dachte an Melissa, die davon träumte, eines Tages mal Romane zu schreiben. Altklug war sie ihm

zwar nie vorgekommen. Aber manchmal fühlte er sich ein wenig verunsichert von ihrer Bildung. Die deutlich umfassender war als seine eigene.

»Nein, Mrs. Straatmann und ich, wir hatten bisher noch nicht das Vergnügen, Sir.«

McGuinness trank seinen Tullamore aus und bestellte einen zweiten. Außer ihnen und dem Barmann hielten sich nur drei weitere Männer in der Bar auf. Keiner von ihnen interessierte sich für den uniformierten Polizisten und den älteren Gentlemen an der Bar.

»Na, wird sich jetzt ja vielleicht gar nicht mehr vermeiden lassen. Bei dem, was ihr Mann da angestellt hat, was, mein Junge?«

»Sie ist derzeit in Amerika. Vortragsreise, Sir. Weiß nicht, wann sie zurückkehrt«, erklärte Dermot.

McGuinness nickte. »Der Franzose schon da? Perreau?«, fragte er.

Dermot schüttelte den Kopf. »Nein, Sir. Der wird morgen früh erwartet. Er nimmt die Fähre von Cherbourg nach Rosslare. Dann den Zug von Dublin hierher.«

McGuinness drehte sein Glas auf dem kleinen Untersetzer, mit dem es serviert worden war.

»Ich hab' mich über ihn erkundigt. In Paris. Wunderte mich, dass Nathalies Mann 'nen Franzosen dabeihaben wollte. Meine Kontakte da drüben auf dem Festland sind der Ansicht, Perreau sei kein kleiner Fisch. Könnte sein, dass der Mann der nächste Polizeipräfekt von Paris wird. Perreau war in der Résistance aktiv. Ist deswegen heute gut dran mit de Gaulle und dessen ganzer Bande. Die haben ihn auch mit Orden behängt, nachdem die Alliierten die Deutschen aus Frankreich rausgeworfen haben. Und das waren keine von

der Sorte, die man sich verdient, während man in einem bequemen Büro hockt, falls du verstehst, was ich meine, Junge.«

Dass Perreau im Widerstand aktiv gewesen sein sollte und wohl dabei so einige Abschlüsse auf seiner Liste gelandet haben musste, war Dermot tatsächlich neu. Und obwohl er nur eine verschwommene Vorstellung davon hatte, was ein Polizeipräfekt war, ging er unwillkürlich davon aus, dass der Posten etwa dem eines Polizeichefs entsprach. Und noch dazu in der Hauptstadt. Nein, Perreau konnte wirklich kein kleiner Fisch sein.

Ein Assistant Commissioner aus Dublin, Irlands berühmtester Anwalt, dazu dieser angehende Polizeichef von Paris – Straatmann hatte wirklich einige mächtige Männer dazu gebracht, sich wegen seiner Aussage auf die Reise nach Ennis zu machen. Dermot begriff das nicht. Was zur Hölle war an diesem offensichtlich verrückten Maler dran, dass solche Männer wegen seiner Aussage eine derartige Mühe auf sich nahmen?

»Du siehst aus, als hätte dir jemand die Butter vom Brot geklaut. Normalerweise wäre das für mich ja ein Anlass, dir einen Drink für Männer zu bestellen. Denn es fällt mir schwer zu glauben, dass dir noch ein verdammtes Tonic Water irgendwie dabei helfen könnte, deine Laune aufzubessern. Also? Spuck's aus ...«, forderte ihn McGuinness auf.

Dermot fasste sich ein Herz, blickte McGuinness an und sagte: »Ich verstehe nicht, was so wichtig an Straatmann oder diesem Fall sein soll, dass Sie und Assistant Commissioner Broi und der Franzose ...«

McGuinness unterbrach ihn jedoch mit einer Geste. »Das ist zwar 'ne gute Frage, Junge. Aber es ist trotzdem die falsche. Du weißt, wer ich bin. Du weißt, wer Broi ist. Und wer

der Franzose ist, weißt du inzwischen auch. Aber es gibt noch mehr, was uns alle drei verbindet als unsere Stellung in der Justiz. Frag dich besser, was das ist. Bei Straatmanns Aussage geht es darum, zu entscheiden, ob er aus Notwehr gehandelt hat oder ein gemeiner Mörder ist, richtig?»

Dermot nickte.

McGuinness trank einen Schluck von seinem Whisky. »Dann, Junge, solltest du dich fragen, ob Straatmann nicht ein verdammt cleverer Hund ist, weil er sich als Zeugen für seine Aussage nämlich ausgerechnet drei veritable Killer einbestellt hat. Denn genau das sind Broi, Perreau und ich. Auch wenn's lange her ist und bei jedem von uns für eine mehr oder weniger gute Sache geschah. Doch Killer bleibt Killer ...«

So betrachtet, bestand daran kein Zweifel, fand Dermot. Die Frage, die sich daraus ergab, lautete: Weshalb hatte Straatmann es so eingerichtet?

Es gelang ihm nicht, den Gedanken daran völlig zu verdrängen. Schließlich hatte es Gerüchte über Kriegsverbrecher gegeben, die sich in den Wirren der letzten Kriegswochen vom Festland aus nach Irland abgesetzt hatten. Keiner in der Republik wagte es zwar offen auszusprechen, aber verstummen wollten die Gerüchte darüber auch nicht. War es also das? Konnte Straatmann einer von denen sein, die diese Lager und die Killerkommandos befehligt hatten, von denen man nach Kriegsende überall in den Zeitungen und Kinowochenschauen berichtete? Brachte er es deswegen mit nur einem läppischen Telegramm fertig, diese drei hohen Tiere nach Ennis zu locken? »Killer bleibt Killer«, hatte McGuinness gesagt und dabei mehr als nur angedeutet, dass Straatmann sehr wohl wusste, wen er sich da als Zuhörer für seine Aussage

herangeholt hatte. Andererseits war das offensichtlich gewesen, denn Straatmann hatte in seiner Zelle Porträts der drei Männer gezeichnet. Vielleicht hatte er Broi und McGuinness irgendwann mal auf einem Foto in einer Zeitung gesehen und sie deshalb so gut darstellen können. Doch das lebhafteste der drei Porträts war das des Franzosen, und keine irische Zeitung hatte bisher einen Grund gehabt, ein Foto von ihm zu veröffentlichen. Dermot war daher sehr gespannt darauf zu sehen, ob Perreau Straatmanns lebhaftem Porträt wirklich ähnelte. Denn in diesem Fall war es offensichtlich, dass Straatmann ihn kennen musste. Und zwar aus Frankreich. Aus Paris.

STRAATMANN WAR FROH über den Anzug, den der junge McGready ihm gestern gebracht hatte. Er band die Krawatte und zog den Knoten zusammen und fragte sich dabei, wie oft er sich wohl in seinem Leben bereits eine Krawatte gebunden haben mochte. Musste eine erschreckend hohe Zahl sein. Straatmann war sicher, dass der Knoten perfekt saß.

Er ging zum Tisch und betrachtete einen Moment lang den Stapel Zeichnungen, den er während der letzten Tage produziert hatte. Deren Qualität schwankte ein wenig. Aber angesichts der Umstände waren die Bilder auch keine volle Blamage. Allerdings war es zweifelhaft, ob sich sein britischer Galerist selbst für die besten unter ihnen je würde erwärmen können. Denn sie zeigten entweder die Porträts einiger berühmter deutscher Polizei- und SS-Offiziere oder die Leichen von namenlos gebliebenen Franzosen. Doch weder deutsche Offiziere noch tote Franzosen zählten zu den Sujets, die auf dem Kunstmarkt aktuell gefragt waren.

Straatmann hatte versucht, jeden Gedanken daran, was ihm in ein paar Minuten bevorstand, zu verdrängen. Doch als er jetzt seine Zeichnungen durchblättert, spürte er, wie Furcht in ihm heraufstieg. Was hatte er sich nur dabei gedacht, diese Männer hierher zu bestellen und von ihnen am Ende seines Berichts sogar so etwas wie eine Absolution zu erwarten? Vielleicht dachte er, dass es klüger war, statt eines bloßen Berichts über seine Zeit in Paris gleich eine regelrechte

Lebensbeichte abzulegen? Immerhin würde er in Inspector Lynchs Büro nicht nur um seine eigene Zukunft kämpfen. Sondern in gewisser Weise auch um die von Perreau.

Andere hätten in dieser Situation wohl Zuflucht in einem Gebet gesucht. Niemals vertrauten die Leute so inbrünstig auf die Gnade der Götter, wie vor einer Schlacht, auf der Anklagebank oder dem Sterbebett. Aber Straatmann misstraute Gebeten. Sie waren für Menschen da, die immer noch die Illusion hatten, dass sich irgendwo ein letzter Strohalm finden würde, an den sie sich klammern konnten, während rundum die Flut trotzdem ungerührt weiter anstieg. Nein, auf die Götter durfte er nicht setzen. Eher schon auf die Geister der Toten, die er mithilfe seiner Zeichnungen in den letzten Tagen herbeizutieren versucht hatte. Sie gaben bessere Rettungsringe für Verzweifelte ab. Denn sie existierten nur noch als Schatten und Halbwesen in den Falten der Erinnerungen und waren deswegen zwar nicht ganz und gar wehrlos, aber manipulierbar.

Wie sprach man diese nach wie vor *stummen* Geister an? Straatmann wusste es nicht und ging deswegen einfach davon aus, dass die schon wissen würden, wann er ihre Hilfe nötig hatte, um seine Erinnerungen zu schärfen. Und um aus dem Chaos, das sie jetzt noch in seinem Kopf bildeten, so etwas wie eine Erzählung zu formen, die es wert war, angehört zu werden. Ob sie gut genug sein würde, seine Taten zu rechtfertigen, stand dabei allerdings auf einem ganz anderen Blatt. Aber er würde seine Geschichte auch gar nicht erzählen, um sich dadurch reinzuwaschen. Denn dies hätte Reue vorausgesetzt. Und für die meisten der furchtbaren Dinge, die er getan hatte, empfand er keine Reue.

Was ihm heute Morgen bevorstand, war zwar kein Hin-

richtungspeloton. Trotzdem würden die Männer, die ein paar Räume weiter gerade auf ihn warteten, ihn in gewisser Weise töten. Deswegen hatte er sie schließlich hierhergebeten.

Straatmann hörte McGreadays Schritte vor seiner Zellentür und machte sich bereit. Im letzten Augenblick, während er bereits die Schlüssel im Schloss klirren hörte, griff er nach dem Krawattenknoten, öffnete ihn und warf den Schlips auf sein Bett. Als McGreadays rundliches Jungengesicht im Türrahmen erschien, war Straatmann noch dabei, den obersten Hemdknopf zu lösen.

»Sir?«, sagte er.

In Dermot Lynchs Büro angekommen, warf er einen langen Blick auf den einzigen freien Stuhl bei dem Tisch, an dem der Inspector seine Besucher hatte Platz nehmen lassen.

Straatmann blieb einige Schritte vor dem Tisch stehen, schaute Dermot in die Augen und sagte: »Fürs Protokoll, Inspector: Mein Name lautet Carl Friedrich von Maug. Vom Herbst 1943 bis zum Sommer 1944 war ich im Rang eines Obersturmbannführers Teil der deutschen Besatzungstruppen in Paris. Ich vermute, Sie finden meinen Namen auf diversen Fahndungslisten von Kriegsverbrechern.«

Es dauerte einen Augenblick, bis die Männer am Tisch auf seine Worte reagierten. Der Erste, der es tat, war Dermot. Er sprang auf, sah seinen Gefangenen an und schüttelte dabei fast unmerklich den Kopf.

Straatmann lächelte nachsichtig. »Jawohl, Inspector Lynch, bevor Sie sich die Mühe machen, nachzufragen: Obersturmbannführer war ein SS-Rang.«

Bruno Perreau schnäuzte sich, stand auf und schenkte frischen Tee in eine Tasse.

»Noch irgendwer?«, fragte er dann in die Runde. Seine Worte klangen seltsam langgezogen.

»Danke, Perreau. Ich nehme einen ...«, antwortete Broi.

Dermot war unbegreiflich, wie diese beiden Männer über Tee sprechen konnten, nachdem sie eben ein Ungeheuer in den Raum hatten treten sehen.

»Carl? Tee?«, erkundigte sich Perreau und hob dabei die Kanne an.

Straatmann nickte. »Falls du etwas Zucker dazu hast, Bruno ...«

Der wahrscheinlich zukünftige Polizeipräfekt von Paris nickte, schenkte eine weitere Tasse ein, fügte zwei Stück Zucker hinzu und servierte zunächst dem Assistant Chief Commissioner der irischen Polizei und dann dem ehemaligen SS-Obersturmbannführer Carl von Maug jeweils eine Tasse guten, kräftigen Darjeeling.

Broi warf Dermot einen Blick zu. »Setz dich, Junge!«, befahl er.

Dermot nahm Platz.

Straatmann sah zu Boden, nicht verschämt, sondern um Konzentration bemüht. Und das Erste, was er hörte, während die Geister seiner Toten sich versammelten, war das Geläut der Glocken von Notre-Dame, das plötzlich vom Pfeifen eines Zuges im Lehrter Bahnhof überlagert wurde.

Straatmann sah wieder auf.

In seiner Nase hatte er den unangenehmen, fauligen Geruch nach ungewaschenen feuchten Kleidern ...